

Gemeinschaft gestalten

Wie leben wir 2025 zusammen und welchen Beitrag können diakonische Einrichtungen und Werke leisten?

Christoph Zingg

Zum Einstieg: Segregationserfahrungen in Stadtzürcher Quartieren

Das Thema des vorliegenden Beitrags ist aktuell – und eigentlich stehen wir bereits mittendrin.

Schlagzeile im Tages-Anzeiger vom 30. August 2019: Kein Platz mehr für Normalverdiener. Die Nähe zum Zentrum und das Grün machen den Kreis 6 attraktiv. Aber die soziale Durchmischung der Bevölkerung ist bedroht.

In der Folge werden Veränderungen im Quartier minutiös beschrieben: Ursprünglich bestand das Quartier aus Oberstrass und Unterstrass, zwei kleine Strassendörfer an den Ausfallachsen der Stadt – die obere nach Winterthur, die untere nach Schaffhausen – auf denen heute reger Tram- und motorisierter Verkehr herrscht. Die kulturelle Spannweite ist gross: vom Uni-Frauenspital bis zur Badi Allenmoos, vom Theater Rigiblick bis zum alternativen Kulturzentrum Dynamo. Die Bevölkerung im Kreis 6 ist in den letzten 19 Jahren um einen Achtel, also um 12% gewachsen, unter den neuen Bewohnenden sind viele Expats. Die Quartierbeiz hat eine neue Klientel, die der Wirt Paolo duzt. Die Einwohnerdichte im Quartier ist hoch, auf dem neu entstehenden Guggach-Areal werden dereinst 2'000 Menschen auf's Mal einziehen. Ein Mann, der dort eine altersgerechte Wohnung erworben hat, macht sein Reihenhaus für eine Familie mit Kindern frei, weil sie sonst kaum bezahlbaren und familienfreundlichen Wohnraum finden würden. Um die noch bestehenden Grünflächen wird

gekämpft. Überhaupt haben sich im Quartier längst viele kleine Gruppen gebildet, die für sich und ihre Interessen kämpfen.

Schlagzeile im Tages-Anzeiger vom 19. September 2019: Die Probleme im Privilegierten Quartier Seefeld. Lärmklagen gegen Beizen, Ausgrenzung von Randständigen. Wo das Einkommen hoch und die Mieten teuer sind, sinkt die Toleranz.

Es wird berichtet von der rasanten Entwicklung der letzten 30 Jahre in jenem Quartier, das sich am rechten Züriseeufer stadtauswärts am Fuss des ZÜRIBERGS räkel. Arbeiterquartier, Drogenstrich, Ausgehviertel, Umbau zum trendigen Wohnquartier, steigende Mieten. Veränderungen, die so schnell geschahen, dass man heute von «Seefeldisierung» spricht, wenn andernorts in der Stadt ähnliches passiert. Es wird berichtet von Lebensqualität, trotz viel Verkehr, Dreck am See im Sommer, vielen Leuten... immer vorausgesetzt, dass man sich dort eine Wohnung leisten kann. Es wird berichtet von den vielen Restaurants, wo das Essen gut schmeckt. Aber auch von den Problemen der Beizer, eine Gartenwirtschaft zu betreiben, weil oft schon vor 21 Uhr Beschwerden eingehen, wenn im Sommer draussen ein paar Gäste plaudern. Von den vielen Expats, die das Leben im Quartier bunt und vielgestaltig erscheinen lassen. Vom Einkaufen im Reformhaus. Von den Fussgängerprotesten, die eine Anwohnerin kürzlich auf ein Trottoir in der Nähe einer Tramhaltestelle pinseln liess – auf einem Schulweg notabene. Von den Problemen des City-Treffs, einem Treffpunkt, den die Stadt Zürich mitten im Quartier für ältere Randständige, die psychische oder Suchtprobleme haben, führt, und deren man sich im Quartier offenbar schämt. Eltern hätten protestiert: «Warum solche Leute jetzt in unser Wohnquartier holen?» und «Wollen wir wirklich Leute im Quartier, die sich die Restaurants und die Quartierläden nicht leisten können?»

Was sich anhand dieser beiden – willkürlich ausgewählten – Beispiele über Zürich sagen lässt, bildet sich in unterschiedlicher Form, aber vergleichbarer Substanz in allen europäischen Städten ab: Wachsende Kluft zwischen Arm und Reich, Jung und Alt, immer kleinere, fokussiertere Menschengruppen unterschiedlichster Interessen, die kaum mehr miteinander,

sondern – wenn überhaupt – übereinander sprechen. Welchen Beitrag können diakonische Werke leisten, um solchen Segregationstendenzen in unseren Städten wirksam zu begegnen? Der nachfolgende Bericht von der Konferenz der Arbeitsgemeinschaft europäischer Stadtmissionen vermag hierzu erste Ansätze beisteuern.

Living together 2025 – creating community and the contribution of City Missions

Der Abschnittstitel benennt das Leitmotiv, welches die Arbeitsgemeinschaft europäischer Stadtmissionen im Jahr 2019 für ihre alle drei Jahre stattfindende Konferenz gewählt hat. Zunächst also: Wer oder ist die AGES? Die Arbeitsgemeinschaft europäischer Stadtmissionen (AGES) ist als Verein konstituiert. Sie bietet europäischen Stadtmission, die zu einem grossen Teil in der Tradition von Johann Hinrich Wichern, Martin von Nathusius oder Wilhelm Löhe sehen, eine Plattform. Gemäss der Konstitution der AGES beschreibt sie sich wie folgt:

- (1) The European Association of Urban Missions (EAUM) is a Christian non-profit organisation consisting of European City Missions and similar urban missions which have elected to become members.
- (2) Missions which witness to Jesus Christ and minister to the whole person in word and deed in the cities may belong to the EAUM.

Im weitesten Sinne versammelt die AGES also diakonische Werke aus ganz Europa zum Austausch, Wissenstransfer und zur gegenseitigen spirituellen Unterstützung. Zahlreich vertreten sind Organisationen aus Deutschland, Schweden, Norwegen und Grossbritannien, die Anzahl Organisationen aus Süd- und Osteuropa ist stetig steigend. Im Unterschied zu Eurodiaconia ist die AGES nicht politisch aktiv, sondern stark basisorientiert – die Werke respektive ihre Vertretenden nutzen diese Plattform zum Erfahrungsaustausch, zum Wissenstransfer, zum theologischen Diskurs, zum gemeinsamen Feiern von Gottesdienst und Abendmahl und

nicht zuletzt zur freundschaftlichen, ja geschwisterlichen Begegnung untereinander. Die Anrede Bruder und Schwester ist mindestens in meiner Generation der Stadtmissionsmitarbeitenden noch geläufig.

Der Verein wird von einem Vorstand geführt, einem Board, das einerseits die statuarischen Verpflichtungen des Vereins wahrnimmt, von der Prüfung neuer Mitglieder bis hin zur Jahresrechnung, und das andererseits die Konferenzen der AGES vorbereitet.

Diese Konferenzen sind das wichtigste Vehikel dieser Plattform. Sie finden alle drei bis vier Jahre statt, wobei jeweils ein Mitglied einlädt; eine Mitgliedsorganisation, welche die Konferenz «hostet», strukturiert, organisiert, einlädt und das Finanzielle regelt, während der Vorstand die Inhalte festlegt. Die Konferenzen fanden in unterschiedlichen Städten statt: 2001 in Berlin, 2004 in London, 2008 in Zürich, 2012 in Stockholm, 2016 in Ostrava und 2019 in Heidelberg. Es trafen sich jeweils weit über hundert Vertreterinnen und Vertreter von Missionen aus ganz Europa, wobei das Netzwerk für junge diakonische Werke aus dem östlichen Zentraleuropa immer wichtiger wird; die Präsenz von Brüdern und Schwestern aus dem östlichen Zentraleuropa steigt stetig.

Im September 2019 war, wie bereits erwähnt, die evangelische Stadtmission Heidelberg Gastgeberin dieser Konferenz, eine traditionsreiche Organisation mit Angeboten in der Obdachlosen- und Drogenarbeit, in der Altenpflege und im Gesundheitswesen, mehr und mehr aber auch mit integrativen Angeboten wie Kulturprojekten oder Tagesschulen und Kindergärten. In der Vorbereitung stellte sich das Board der AGES dem gesellschaftlichen Phänomen der Gentrifizierung in unseren Städten und den damit verbunden Folgen und Fragen, nicht zuletzt mit Blick auf den Auftrag diakonischer Werke und Gemeinschaften: Ich zitiere aus dem Einladungsschreiben:

- Wir wollen wir in Zukunft zusammenleben, wenn sich unsere Gesellschaft immer mehr in unterschiedliche Segmente aufteilt, die nichts mehr miteinander zu tun haben. Die Schere aus arm und reich geht immer weiter auseinander. Junge und Alte leben

weit voneinander entfernt. Migranten bilden eigene Wohnbereiche, Innenstadtquartiere werden luxussaniert und für viele unbezahlbar. Menschen wissen nichts mehr voneinander, Vorurteile wachsen. Man redet mehr übereinander als miteinander.

In der Folge haben wir uns gemeinsam überlegt, was denn der Beitrag von Stadtmissionen sein könnte, um zur gesellschaftlichen Integration beizutragen. Und wie wir die anwesenden Organisationen in einen fruchtbaren Austausch, der eben diesen Beitrag konkretisiert, bringen könnten. Die Antwort wollten ja nicht wir vom Board geben. In der hoffnungsvollen Annahme, dass sehr viel Expertise bereits vorhanden ist und gelebt wird, suchten wir nach Wegen und Möglichkeiten, Erfahrungen zusammenzuführen, den Austausch zu stimulieren und so die vorfindlichen Ideen, aber auch die offenen Fragen und diffusen Entwicklungen füreinander zugänglich und fruchtbar zu machen. Wir haben Erfahrungen und auch Handlungsspielräume, denn in unseren diakonischen Einrichtungen haben wir mit Menschen aus allen Bereichen der Gesellschaft zu tun.

Aus diesen Überlegungen heraus entstand ein Programm mit drei Impulsreferaten, sieben Workshops zu verschiedenen, relevanten Themen, Besuchen bei diversen diakonischen Einrichtungen der evangelischen Stadtmission Heidelberg, einem Abendmahlsgottesdienst, zwei Morgenandachten und einem Konzert mit Chören, die aus dem Wirken der Stadtmission Heidelberg entstanden sind und die den Brückengedanken zwischen Kulturen, Sprachen, Religionen und Generationen in schöner Weise leben. Folgende Themen wurden in den Impulsreferaten diskutiert:

Prof. Johannes Eurich vom Diakoniewissenschaftlichen Institut der theologischen Fakultät Heidelberg hielt einen Vortrag, in dem er das Thema des Zusammenlebens in zunehmender Pluralität in den Blick nahm und reflektierte, dass der Andere für uns immer wieder eine Herausforderung darstellt. Kirche und auch ihre diakonischen Einrichtungen können so zu Lernorten werden, in denen wir in aller Verschiedenheit bewusst zusammen leben und arbeiten.

Prof. Andreas Kruse vom gerontologischen Institut der medizinischen Fakultät Heidelberg reflektierte in seinem Vortrag das Zusammenleben der Generationen, stellte

empirische Untersuchungen vor und entwickelte daraus Impulse für das Zusammenleben der Generationen im kulturellen, sozialen und persönlichen Bereich.

Dr. Ulrike Hahn, stellvertretende Vorsitzende des Diakonischen Werks Baden referierte über wachsende soziale Ungleichheit als Herausforderung für die Diakonie.

Sieben Workshops boten die Möglichkeit, sich aus der je eigenen Expertise heraus einzubringen und die anderen Organisationen an den eigenen Erfahrungen teilhaben zu lassen. Zudem konnten eigene Fragen in einer qualifizierten Runde erörtert und vertieft werden:

- *Arm und Reich* – die Schere zwischen reich und arm geht immer weiter auf – was bedeutet das für unsere Arbeit?
- *Migration und Integration* – zwischen offenen Herzen und Tendenzen zur Abschottung. Was wäre hier unser Beitrag?
- *Urbane Gentrifizierung* – Was bedeutet es für uns, wenn sich Quartiere wegen steigender Mieten zunehmend entmischen?
- *Politische Polarisierung* – Wie gehen wir um damit, dass ich in fast allen europäischen Ländern politische und nationalistische Parteien entwickeln? Wie gehen wir mit Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern um, die in diese Denkrichtung tendieren?
- *Die Rolle der religiösen Überzeugungen* – Menschen vieler Religionen und Menschen, die sich keiner Religion zugehörig fühlen, werden zusammenleben, leben heute schon zusammen. Welche Rolle könnte unser christlicher Glaube bei der Integration innerhalb unserer Gesellschaft spielen?

Wichtig ist bei solchen Treffen aber immer auch der informelle Erfahrungsaustausch. Wahrzunehmen, wie sich die konkrete Arbeit mit alten Menschen, mit Kindern, mit Suchtgefährdeten, Wohnungslosen oder Migranten und Migrantinnen in anderen Ländern gestaltet, ist spannend und bietet vielfältige Impulse. Die europäische Gesetzgebung betrifft alle und stellt uns vor gemeinsame Herausforderungen. So ist eine solche Tagung auch nach Meinung der Teilnehmenden allemal ein großer Gewinn.

Zukünftige Herausforderungen für diakonische Werke

Im Verlaufe dieses vielfältigen Austauschs kristallisierten sich Herausforderungen heraus, auf die ich nun etwas näher eingehen darf:

- Der wachsende religiöse und weltanschauliche Pluralismus und seine Konsequenzen für diakonische Organisationen.
- Die Erfahrung des «Andersseins» als religionsphänomenologisches und soziokulturelles Phänomen.
- Das Engagement für den Fremden als diakonische Herausforderung.
- Die Generationenfrage: Menschen werden älter und sie werden, je nach kulturellem Hintergrund, anders älter.
- Wachsende Ungleichheit zwischen arm und reich.
- Auswirkungen auf die diakonische Praxis – gemeinsam erarbeitet.

Der wachsende religiöse und weltanschauliche Pluralismus und seine Konsequenzen für diakonische Organisationen

Bereits heute leben Menschen unterschiedlichsten Glaubens, unterschiedlichster religiöser und weltanschaulicher Prägung in unserer Gesellschaft und insbesondere in städtischen Gebieten zusammen. In unseren Städten finden sich neben Kirchen auch Moscheen und Synagogen, es finden sich die verschiedensten Ethnien, Sprachen und kulturellen Prägungen sowie die unterschiedlichsten politischen Färbungen und Einstellungen – eine Vielzahl von Wahrheiten, Seite an Seite.

Dies mit weitreichenden Folgen: Es gibt nicht mehr nur eine, *die* eine Wahrheit. Es gibt nicht mehr nur den *einen* Glauben, *die eine* Überzeugung, *die eine* mehrheitsfähige Sprache. Das bedeutet, dass die Orientierung in dieser Vielfalt immer anspruchsvoller wird. Dies betrifft vor allem jüngere Menschen, und dies wiederum betrifft uns als christliche Kirchen ganz besonders: Weniger als 30% der jungen Menschen unter 25 fühlen sich aktiv einer christlichen Kirche oder Gemeinschaft zugehörig. Das heisst, dass nur noch knapp ein Drittel der Generation, die das Zusammenleben

in unseren Städten künftig gestalten und verantworten wir, sich aktiv mit christlichen Inhalten und Werten auseinandersetzt. Es sind dies aber genau die Inhalte und Werte, welche die christliche Diakonie begründen und bis heute steuern.

Parallel zu dieser Tendenz beobachten wir eine zweite Entwicklung, die direkt mit den aktuellen Migrationsbewegungen zusammenhängt. Für viele Migrantinnen und Migranten stellt ihre Religionszugehörigkeit ein wichtiger Teil ihrer Identität dar – einer Identität, die hier, in der wahrgenommenen Fremde, erst einmal in Frage gestellt wird. Was sie im Laufe ihrer Migration an soziokulturellem Boden verloren haben, holen sie sich in der religiösen Zugehörigkeit zurück. Sie identifizieren sich in der Fremde stärker über ihre Religionszugehörigkeit als in ihrer Heimat. Rund 30% aller Kinder an unseren Schulen haben einen Migrationshintergrund.

Die christliche Diakonie muss sich also darauf einstellen, dass nur noch ein Drittel der Gesellschaft ihre Werte und Inhalte kennt und trägt, und dass ein weiteres Drittel einen religiös und weltanschaulich anderen Ansatz pflegen wird. Was bedeutet das für ihre Legitimität? Woraus bezieht sie inskünftig ihre Legitimation? Worin könnte denn ihr Beitrag zu einem gelingenden Leben in dieser religiösen, weltanschaulichen und ethnischen Vielfalt bestehen?

Die Erfahrung des «Andersseins» als religionsphänomenologische und soziokulturelle Grösse

Damit kommen wir zu einer zweiten Perspektive, die mit Blick auf die zukünftigen Lebensgemeinschaften in unseren Städten, so wir überhaupt von Lebensgemeinschaften reden können, immer wichtiger wird.

Es geht um das, was der deutsche Philosoph Bernhard Waldenfels «Das Recht auf Anderssein» beschreibt. Zunächst beschäftigt sich Waldenfels mit dem Begriff des Fremden. Fremdsein, Fremdheit, bezieht sich immer auf eine bestimmte Ordnung, auf eine Gesellschaftsordnung beispielsweise. In Bezug auf eine bestimmte Ordnung ist das Fremde das Ausserordentliche, das, was in eben dieser Ordnung nicht sagbar, denkbar,

vorstellbar ist. Es ist die Ordnung, die bestimmt, was fremd ist und was nicht. Vor dieser Feststellung plädiert Waldenfels das Recht auf das Anders-Sein. Anders-Sein als Grösse, die sich nicht zwingend auf eine bestehende Ordnung bezieht, sondern eigenständig ist und frei. Der Fremde wird zum Anderen, der in diesem Anders-Sein seine Berechtigung hat.

Vor dem Hintergrund einer Ordnung, die sich, wie wir oben gesehen haben, schleichend auflöst, weil sie von immer weniger Menschen getragen wird, wird diese Feststellung zu einer ganz besonderen Herausforderung. Das Andere ist nicht mehr die Ausnahme, sondern wird zur Regel, wird radikal. Das bedeutet, dass die Menschen in der zukünftigen Gemeinschaft lernen müssen, das Fremde nicht nur zu akzeptieren, sondern zu denken. Das Andere, Anderssein wird nicht mehr die Ausnahme sein, sondern eine Grundvoraussetzung. Und damit geht die Erfahrung der Entfremdung, der drohenden Heimatlosigkeit einher. Bernhard Waldenfels sagt es so:

Fremdheit kann auf viele Arten beschrieben werden (...) Fremdheit löst nicht alles, was in unserer modernen Tradition (...) bezeichnet als «Subjekt» und «Rationalität», aber es führt zu der Erkenntnis, dass niemand jemals ganz zu Hause ist in sich selbst oder in der eigenen Welt.

Was bedeutet das für die zukünftige Rolle diakonischer Werke? Was tragen sie bei zur Beheimatung des Anderen, des Fremden?

Das Engagement mit dem Fremden und den Fremden als diakonische Herausforderung

Die Diakonie muss sich darauf einstellen, sich sowohl mit den Fremden – im Sinne eines Lebensgefühls – als auch mit den Fremden, im Sinne konkreter, vorfindlicher und lebendiger Menschen, zu engagieren. Dass dies weit über die Integration von Flüchtlingen hinausgeht, ist auf Grund des oben Festgestellten klar.

Wenn wir uns überlegen, wo und wie wir uns als Diakonie in diesen Fragen engagieren können, stossen wir auf den alten biblischen Begriff der *Geschwisterliebe*. Wie bereits gehört, müssen wir damit rechnen, dass dieser Begriff einer breiten Bevölkerungsschicht nicht mehr geläufig sein wird. Er birgt in sich aber das Potential, sich auch in einer vielfach säkularisierten und pluralisierten Gesellschaft neu zu positionieren. Warum?

Erstens weil die Geschwisterliebe auch in Zukunft die grundlegende Motivation jeden diakonischen Handelns sein wird. Die urdiakonischen Fragen «Wer bist Du?» und «Was brauchst Du?» werden auch in einer vielfach säkularisierten und pluralisierten Gesellschaft gestellt werden dürfen, gestellt werden müssen – vielsprachig, vielfältig, aber gestellt. Sie stehen am Anfang jeder diakonischen Begegnung, und sie sind von der Liebe getragen.

Zweitens: Weil die Geschwisterliebe alle Menschen inkludiert. Bedingungslos. Ungeachtet ihrer Ethnie, Nationalität, Hautfarbe, Sprache kulturellen Prägung und politischen Gesinnung. Das ist nicht immer leicht auszuhalten, aber genau in dieser Generalität liegt ihre Stärke. Allen Menschen wird bedingungslose Liebe zuteil.

Und weil die Geschwisterliebe genau deshalb – *drittens* – das Potential hat, Grenzen zu überschreiten. Das Gleichnis des barmherzigen Samariters steht zeichenhaft für diese grenzüberschreitende Geschwisterliebe.

Weshalb?

Es erzählt von einer Begegnung, welche rein durch die Geschwisterliebe bestimmt ist, jener Liebe, die allen Menschen zuteilwird und die Grenzen überwindet. Hier der geschundene Jüder, dort der helfende Samariter. Zwei Menschen, die sich sprachlich, kulturell und in Bezug auf ihren materiellen Wohlstand und das gesellschaftliche Ansehen nicht stärker unterschieden könnten. Es erzählt von einer Begegnung, die von tiefem Respekt geprägt ist und die die Agierenden je in ihrem Anderssein bewahrt, in der nach den Grundsätzen der Barmherzigkeit, der Menschenwürde und der Gottebenbildlichkeit aller Menschen gehandelt wird.

Über das Engagement mit dem Fremden bzw. den Fremden hinaus bestehen meines Erachtens für die Gesellschaft wie auch für die Diakonie zwei weitere Herausforderungen, die ich nachfolgend beschreibe.

Die Generationenfrage: Menschen werden älter, und sie werden je nach kulturellem Hintergrund, anders älter.

Den älter werdenden Menschen folgt eine Generation, die in Bezug auf ihre Werte, ihre Orientierung, aber auch in Bezug auf ihre materiellen Möglichkeiten, unendlich vielfältig sein wird. Was wir in Bezug auf die Vielfalt, die Pluralität in Sachen Glauben, Weltanschauungen und Orientierungen gehört haben, wird sich auch im Verhältnis der Generationen abbilden. Was wird es inskünftig heissen, in Würde alt zu werden? Wer wird sich für die Geschichten der Alten interessieren? Was bedeutet künftige *Generativität*? Wie werden die folgenden Generationen die Alten wahrnehmen und mit welcher Brille? Einer kulturellen, traditionellen, religiösen, einer wirtschaftlichen oder soziokulturellen? Wie werden die Generationen einander inskünftig wahrnehmen. Was tragen diakonische Werke zu einer würdigen, wertschätzenden Wahrnehmung zwischen den Generationen bei?

Die wachsende Ungleichheit zwischen arm und reich

Der Mittelstand verschwindet, immer weniger Menschen verfügen über immer mehr Ressourcen. Relative Armut wird mehr als die Hälfte der Menschen in unseren Städten bedrohen oder gar betreffen. Armut bedeutet nicht nur Einschränkung in Bezug auf Nahrung, Kleidung und Mobilität. Armut bedeutet Einschränkung der gesellschaftlichen Teilhabe schlechthin. Mehr als die Hälfte einer Gesellschaft, die sich mehr und mehr in kleine und in sich durchaus potente Interessengruppen aufsplittet, droht abgehängt zu werden.

Zusammenleben 2025 – Gemeinschaft gestalten und der Beitrag diakonischer Werke

Im Sinne eines vorläufigen Fazits haben wir im vorliegenden Beitrag bislang die folgenden Fragekomplexe als Herausforderungen für das zukünftige Zusammenleben identifiziert:

- Die christliche Diakonie muss sich also darauf einstellen, dass nur noch ein Drittel der Gesellschaft ihre Werte und Inhalte kennt und trägt, und dass ein weiteres Drittel einen religiös und weltanschaulich anderen Ansatz pflegen wird. Was bedeutet das für ihre Legitimität? Woraus bezieht sie inskünftig ihre Legitimation? Worum könnte denn bestehen, was sie beitragen kann zu einem gelingenden Leben in dieser religiösen, weltanschaulichen und ethnischen Vielfalt?
- Das Andere, Anderssein wird nicht mehr die Ausnahme sein, sondern eine Grundvoraussetzung. Und die damit einhergehende Erfahrung der Entfremdung, der drohenden Heimatlosigkeit. Was bedeutet das für die zukünftige Rolle diakonischer Werke? Was tragen sie bei zur Beheimatung des Anderen, des Fremden?
- Wie formt sich die Geschwisterliebe inskünftig aus? Was tragen diakonische Werke bei zu Begegnungen zwischen Fremden, die von Respekt geprägt sind und die die Agierenden in ihrem Anderssein bewahrt. Wie halten diakonische Werke die Grundätze der Barmherzigkeit, der Menschenwürde und der Gottebenbildlichkeit am Leben?
- Wie werden die Generationen einander inskünftig wahrnehmen? Was tragen diakonische Werke zu einer würdigen, wertschätzenden Wahrnehmung zwischen den Generationen bei?
- Was können diakonische Werke beitragen gegen die wachsende Kluft zwischen arm und reich und zur Wieder-Heranführung der Armutsbetroffenen an die Gesellschaft?

Einsichten für die diakonische Praxis in der Zukunft

Gerne teile ich nun einige Schlussgedanken aus der Konferenz:

1. *Geschwisterliebe als zeitlose, grenzüberschreitende, allen Menschen zuge-dachte Kraft*

Diakonische Werke und Kirchen dürfen sich künftig als soziale Schulen betrachten, als Orte des Lernens und des Teilens im Angesicht eines Gottes, der in Jesus Christus Ja sagt zu der vorfindlichen Vielfalt, und zwar radikal. Ja zur Gleichheit, Ja zum Anderssein und Ja zur Würde eines jeden Menschen.

2. *Öffnung der christlichen Tradition im interreligiösen Dialog*

Wir werden nicht umhinkommen, unsere christliche Tradition zu öffnen gegenüber anderen religiösen Perspektiven und in der Begegnung mit anderen weltanschaulichen Orientierungen. Damit tun wir uns schwer, sehen wir uns doch bis heute gerne als Hüterinnen und Hüter unseres Erbes, das scheinbar geschützt werden möchte gegen Einflüsse von aussen. Ich befürchte, dass wir unser Erbe verlieren werden, wenn wir es einschliessen.

Es kann aber gelingen, unsere christlichen Werte und Grundlagen nicht nur zu bewahren, sondern auch zu entwickeln, wenn wir sie nicht nur erklären, sondern in den interreligiösen Dialog einbringen. Schon heute hält die Diakonie vielen Menschen einen Zugang zum Christentum offen, die sich weder mit Kirchen noch sonstwie verfassten Religionen identifizieren können. Das erleben wir nicht zuletzt beim Sieberwerk praktisch täglich.

Hier wird auch die Theologie gefordert sein – Theologie ist die Lehre des Redens von Gott. Wie reden wir künftig über Gott? In den uns, sprich einem kleinen Kreis, vertrauten Termini? Oder wagen wir den Schritt aus dem geschützten Raum heraus?

3. *Neue Antworten auf die Identitätsfrage*

Christliche Identität wird künftig nicht mehr an einem bestimmten Bekenntnis gemessen, an lange tradierten Vorstellungen von Erlösung und Barmherzigkeit. Die Grenzen des Glaubens werden geöffnet werden, werden geöffnet werden müssen. Christliche Identität wird nicht mehr in erster Linie dort erlebbar und spürbar, wo gleichstimmig gebetet wird und Bekenntnisse geteilt werden. Christliche Identität wird dort erlebbar, wo Gottes Güte und Liebe in der Vielfalt spürbar werden, in Solidarität und Verbundenheit mit den Menschen, die Gott liebt.

Autor:

Christoph Zingg, Pfarrer, Gesamtleiter der Stiftung Sozialwerk Pfarrer Sieber